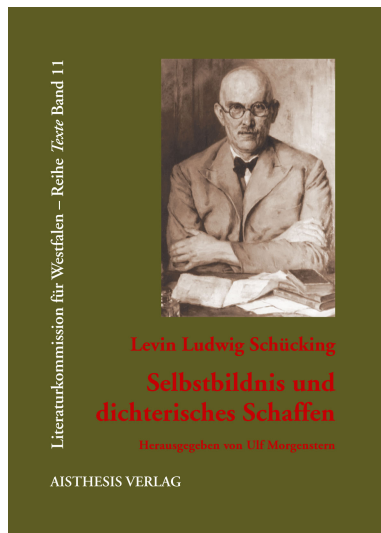


Levin Ludwig Schücking

Selbstbildnis und dichterisches Schaffen

Aus dem Nachlass
herausgegeben und kommentiert
von Ulf Morgenstern



© AISTHESIS VERLAG 2008

Abbildung auf dem Umschlag:

Walter Tiemann, Prof. Dr. Levin Ludwig Schücking 1878-1964,
Öl auf Leinwand, 1940.

(Kunstbesitz der Universität Leipzig Inventarnummer 2126/90)

Bibliographische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

LWL

Für die Menschen.

Für Westfalen-Lippe.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2008
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Druck: DIP Digital Print, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-690-2
www.aisthesis.de

Inhalt

Vorwort.....	7
--------------	---

Teil I.

Gedichte und Balladen

Blondels Lied vor Dürrenstein (1891)	11
Kinderaugen (1898).....	12
Der Sommerkönig. Ein erzählendes Gedicht (1898)	13
I. In Korte	14
II. Die Ankunft	24
III. Sebastian Costa	31
IV. Der Anschlag	40
V. Renate	50
VI. Der Sturm.....	61
VII. Marianne	68
VIII. Der letzte Versuch	75
IX. Am Meer	82
X. Der Abschied	88
Die alten Schüler an Professor Wormstall (1899)	92
Festgesang zum 18. März 1899	93
Philisters Winterlied (1900).....	94
Liebeslied (1900).....	95
Arm (1900).....	96
Münster (1900).....	97
Studentenloos (1900).....	98
Studentenfahrt (1900).....	101
Der Einsiedler (1900)	105
Jürgen van der Leyen (1901)	106
Was kommen muß (1901)	110
Stille Geschichte, darin: Küsters Hochzeit (1901).....	111
Winterlied (1901)	115
Erloschen (1901)	116
Ernte (1901).....	116
Meinhard von Dürrenstein (1902).....	117
Die Uhr der Königin (1904)	120
Ich bin aus einem Lied ein Klang (1909)	128
Begleitvers (1909)	128
Phantasien (1909)	128
Wattenfahrt (1909)	130

Die Zürnende (1909)	131
Münsterscher Karneval (1901–09)	132
Wolkenschatten (1909).....	136
Einem Toten (1909).....	136
Beim Wein (1909).....	137
Das Muttergottesbild (1909).....	137
Oktober (1909)	138
Noch niemals (1909)	139
Hochsommer (1909).....	139
Der Ungetreue (1909).....	139
Toren-Weisheit (1909)	140
Ein fremdes Kind (1909)	141
Vielleicht einmal (1909).....	142
Auf dem Wege (1909)	143
Zwei Oden des Horaz (1909).....	143
Ahnung (1909).....	145
Alte Briefe (1909).....	146
Abendwanderung (1909)	146
Februar (1909).....	147
Herbstabend (1909)	147
Frauen (1909)	148
Diego Mendoaz (1909).....	149
Der König. Eine Vorgeschichte (1909)	152
Der Wald von Elmenhag (1909).....	154
Werner Busch (1909).....	154
Traum im Krieg (1915).....	159
Hahn und Ente (1922).....	160
3. August am See von Malaja (1928)	166

undatierte Gedichte

In die Welt	167
Ein Kind.....	168
Spruch am Sarge.....	168
Mimicry	169
Sonnett.....	170
Der gefangene Kranich.....	171
Legende vom Engelein und Teufelein	173
Die Falkin	176
Die Erzählung vom Eremiten von Godesberg	179
Editionsbericht und Stellenkommentar.....	182

Teil II.

Selbstbildnis von

Levin L. Schücking, ehemdem Professor an der Universität Leipzig

I.	Jugend	189
II.	England	223
III.	Abermals Göttingen	234
IV.	Meine Brüder (Ein Intermezzo)	269
V.	Jena	294
VI.	Breslau	308
VII.	Politische Aufklärungsarbeit in England	314
VIII.	Breslauer Ausklang	324
IX.	Leipzig	333
X.	Der Staat in Verbrecherhänden	345
XI.	Farchant	354
	Schluss	364
	Editionsbericht	365

Teil III.

<i>Werkeverzeichnis</i>	369
-------------------------------	-----

Anhang

Nachwort	381
Abbildungen	393
Personenverzeichnis	413

Vorwort

Nach dem Abschluss einer umfangreichen, mehrere Jahrhunderte zurückreichenden Genealogie schrieb der Münsteraner Archivar Clemens Steinbicker 1971: „... [e]s wird nur wenige bürgerliche Familien in Westfalen geben, bei denen dies auf so weitem Zeitraum möglich ist, wie bei der Familie Schücking. Noch weniger Familien wird man finden können, die es wie sie verstanden haben, sich durch alle widrigen Zeiten hindurch zu behaupten, den sozialen Stand zu wahren oder doch bald wieder zu gewinnen und eine ganze Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten hervorzubringen.“¹

Bei den „bedeutenden Persönlichkeiten“ ist bei den Schückings des 19. Jahrhunderts wohl zuerst an den Schriftsteller und Freund der Droste Levin Schücking (1814-1883) zu denken, nach dem im Münsterland eine ganze Reihe von Straßen und Plätzen benannt sind. In Marburg, Kassel und Kiel hingegen erinnern Strassenschilder an seinen Enkel Walther Schücking (1875-1935), der als pazifistischer Jurist und Politiker maßgeblich die Debatten des späten Kaiserreichs und der Weimarer Republik prägte. In Husum wurde schließlich noch ein weiterer Enkel des Dichters, Lothar Engelbert Schücking (1873-1943), als couragierter Bürgermeister der Stadt namensgebend für eine Straße. Ein wenig im Schatten der Genannten steht ein vierter Familienangehöriger, Levin Ludwig Schücking (1878-1964), dessen Lebenserinnerungen nun, erweitert um sein umfangreiches dichterisches Schaffen, ediert vorliegen.

Auch dieser jüngere Bruder Lothar und Walther Schückings zählt zweifellos zu den „bedeutenden Persönlichkeiten“ der Familie, die Steinbicker – nicht ohne heimatliches Pathos – im Auge hatte. Denn der in Burgsteinfurt geborene Levin Ludwig Schücking galt als der letzte Anglist, der „in allen Sparten seiner Disziplin“, die er von 1905 bis 1958 als Hochschullehrer vertrat, „Bemerkenswertes geleistet“ hatte.² An den Universitäten Göttingen, Jena, Breslau, Leipzig, Erlangen und München prägte er bis an den Beginn seines neunten Lebensjahrzehnts die englische Neuphilologie. Als Shakespeareexperte und Vater einer stärker soziologischen Betrachtung der literarischen Geschmacksbildung war er ein wichtiger Überwinder des Positivismus und Impulsgeber seines Faches – bis seine Ansätze ihrerseits Dogma wurden und er zunehmend in Vergessenheit geriet. Dass er überdies vor und während der ersten Jahre seiner universitären Karriere eine Vielzahl von Gedichten und Balladen geschrieben hatte, die in Qualität und Anspruch die zeitübliche, dilettierende Gebrauchslyrik junger Akademiker weit

¹ Clemens Steinbicker: *Schücking – ein westfälisches Geschlecht in seiner sozialen Entwicklung*. In: *Archiv für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete* 42 (1971), S. 88-99, Zitat S. 88.
² Vgl. den Eintrag des Berliner Anglisten Heinz Reinhold: „*Schücking, Levin L(udwig)*“ In: *Literaturlexikon*. Hg. von Walter Killy. Bd. 10. Gütersloh-München 1991, S. 415.

überragten, war dagegen nur wenigen Zeitgenossen bekannt geworden. Am Vorbild seines prominenten Großvaters Levin orientiert, stellte ein Leben als Dichter für Levin Ludwig Schücking durchaus einen ernstzunehmenden Gegenentwurf zur wilhelminisch nüchternen Welt seines Vaters Lothar Schücking dar, der Richter am Amtsgericht in Münster war und seinen jüngsten Sohn am liebsten in einem Bankkontor gesehen hätte.

Bestärkt durch seine literarischen Freunde Börries von Münchhausen, Agnes Miegel und Lulu von Strauß und Torney schwankte Levin Ludwig Schücking länger als zehn Jahre, bis er sich schließlich für den professoralen Broterwerb entschied. Wie sehr ein außergewöhnliches literarisches Geschmacksvermögen und ein Feingefühl für Ästhetik ihn auch als anglistischen Forscher prägten, lässt sich an seinen fachwissenschaftlichen Schriften ebenso ablesen wie an den wenigen Prosatexten aus seiner Feder, die hier um das bisher unbekannte, äußerst kurzweilige „Selbstbildnis“ erweitert werden. Beginnend in den frühen Kindheitstagen in Münster reicht dieses autobiographische Manuskript bis in den Jahresverlauf 1945 hinein, als der Autor unter dem ernüchternden Eindruck der deutschen Zusammenbruchsgesellschaft eine eher düstere Bilanz zog.

Ich danke Herrn Bernhard Mende für die Abdruckgenehmigung des „Selbstbildnisses“ seines Großvaters, das er mir wie vieles Andere im Rahmen meiner weitergesteckten Forschungen zur Geschichte der Familie Schücking uneingeschränkt zugänglich machte. Die gleiche Unterstützung erfuhr ich auch durch Frau Annette Schücking-Homeyer, die mir immer wieder Einblick in nachgelassene Materialien aus dem Privatbesitz der Familie Schücking gewährte, wodurch die systematische Kommentierung des „Selbstbildnisses“ erst möglich wurde. Frau Dr. Julia Paulus stellte den Kontakt zu Prof. Dr. Walter Gödden und Dr. Jochen Grywatsch bei der Literaturkommission für Westfalen im Landschaftsverband Westfalen-Lippe her, denen ich für die Aufnahme des Manuskripts in die Schriftenreihe der Kommission danke. Dank gebührt der Literaturkommission auch für die großzügige Übernahme der Druckkosten. Bei der Erstellung des Manuskripts halfen mit Rat und Tat Beatrix Kuchta M.A., Markus Wustmann M.A., Alexander Mitterle, Anne Schmieder und Manja Winkler. Ohne sie hätte dieser Band weder so pünktlich, noch in so sauberer Form vorgelegt werden können.

Leipzig, im Januar 2008

Ulf Morgenstern

Teil I.

Gedichte und Balladen

Blondels Lied vor Dürrenstein¹

Hoch zieht der Vogel durch die Luft
Hoch ob Gebirg und Tann
Wenn ihn der Lenz zur Heimkehr ruft
Wenn heim er ziehen kann.
Der Kranich grau
Durch Äthers Blau
Zur Heimat zieht er dann.

Frei zieht der Vogel durch die Luft
Denkt nicht an Schmerz und Bangen
Du, König liegst in Kerkers Gruft
Du, König liegst gefangen.
O, bist Du hier
So zeig Dich mir
Nach Dir ist mein Verlangen.

Es klagen, daß Du's doch vernähmst
Wohl alle, die Dir zu eigen.
Sie wollten, wenn Du wiederkämst
In Freuden vor Dir sich zeigen.
Komm allsogleich,
Komm in dein Reich
Daß wir wieder die Knie' Dir beugen.

Doch Du, Du liegst im Kerkerbann
Darob wir alle weinen
Dich wollen wir retten, Du teurer Mann
Denn treu sind all die Deinen.
Spreng Deine Thür
Und komm herfür
Daß wir mit Dir uns einen.

Frei zieht der Kranich durch Äthers Blau
Wirf von Dir Deine Ketten
Zerbrich den finstren Kerkerbau
Drin Du Dich mußtest betten.
Blick ostenwärts, o Löwenherz,
Dein Volk kommt Dich zu retten.

Kinderaugen²

Einen zerlumpten Buben fand
Heut' ich an meinen Wegen
Streckte mir seine schmutzige Hand
Freundlich lachend entgegen.

Hat mich so fröhlich angeblickt,
Ist mir's durchs Herz gedrungen,
Hab' ich ihm wacker die Hand gedrückt,
Dem zerlumpten Jungen.

Dachte: O Gott, du armes Kind,
Will deinem Wunsche nicht wehren,
Werden die Menschen ja doch so geschwind
Deine Seele zerstören.

Und dann gehst du an mir vorbei
Zornig, trotzigen Blickes,
Grollst über Knechtung und Tyrannei
Und die Macht des Geschickes!

Schmückst dich mit grellem, rotem Band,
Schimpfst auf die Satten und Reichen,
Trägst dein schmutzig', zerlumpt Gewand
Als ein Standeszeichen.

Weh dem, der dir vom trügendem Baum
Gab der Erkenntnis Früchte,
Der dir gezeigt den lügenden Traum
In der Wahrheit Lichte,

Der dich die Milch des Irrtums ließ
Statt der Wahrheit saugen,
Der dir vertrieb dies Paradies
Aus deinen Kinderaugen!

Der Sommerkönig. Ein erzählendes Gedicht³

Anmerkungen

Die Bewohner der Insel Korsika, seit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts unter der milden und gerechten Herrschaft des festländischen Pisa, gerieten im vierzehnten Jahrhundert unter die Oberhoheit des herrschsüchtigen Genua, dessen Ansprüche und Anforderungen an das arme Land sich in dem Maße steigerten, als das Verlangen nach Freiheit und Gerechtigkeit in dem geknechteten Volke wuchs. Wo der Widerspruch gegen die Tyrannei offen zu Tage trat, wurden seine Vertreter mit Gift, Dolch oder Entführung zum Schweigen gebracht. So wurde der erste große Aufstand 1567 durch den Meuchelmord Sampieros unterdrückt. Im Jahre 1729 loderte die lange unterdrückte Flamme des Aufruhrs wieder empor, zwei Jahre später wurde zu Korte eine gesetzgebende Versammlung eröffnet und der Krieg erneuert. Er nahm anfänglich einen günstigen Verlauf: die von Kaiser Karl VI. an Genua verkauften 8000 deutschen Soldaten fanden ihren Tod in der Schlacht bei Calencana. Genua mußte Frieden schließen, beging aber die Verrätere, die Gesandten der Korsen ins Gefängnis zu werfen, aus dem sie ein Machtspruch des deutschen Kaisers befreite. Damit brach aufs neue der Krieg aus, den eine Volksversammlung zu Korte (vgl. I., In Korte) feierlich eröffnete. In Folge ihres gänzlichen Mangels an Waffen und der Unmöglichkeit jeder Zufuhr gestaltete sich die Lage der Korsen in kurzem außerordentlich verzweifelt, als am 12. März 1736 an der Küste bei Aleria Theodor von Neuhof landete, den die Führer des korsischen Volkes zu Genua kennen gelernt und für ihren Unabhängigkeitskampf gewonnen hatten.

Theodor von Neuhof stammte aus dem am Einfluß der Fesse in die Lenne im südlichen Westfalen gelegenen Hause Pungelscheid. Ueber sein Leben vergl. Gregorovius, Geschichte Korsikas, Stuttgart 1854.

Giafferie (sprich Dschafferi), Don Louis, Marchese, einer der drei Führer, wie Paoli und Ceccaldi als Gesandter seines Volkes in Genua eingekerkert und durch den Kaiser befreit. Siehe oben.

Faldetta, sogenannt der meist dunkle Ueberwurf der Korsikanerinnen.

Gregortag: 12. März.

Mandile, ein Tuch, das die Stirn bedeckt und um die Haare geschlungen wird, ein Ueberbleibsel alter etruscher Zeit.

Mariola von Piazzole, Führerin der Totenchöre, berühmt durch ihre Inspirationen, eine korsische Belleda.

Oriundi. Als die Genuesen dem Anstürmen Theodors auf allen Punkten weichen mußten, vereinten sie eine Schar von Sträflingen, Banditen und Mördern, im ganzen etwa 1500 und schickten sie gegen die Korsen los. Die von ihnen verübten Gräuel spotten der Beschreibung. Man nannte diese Rotte: Oriundi.

I. In Korse.

Ihr habt sie sicherlich gehört
Die Märe von den Lotophagen,
Die fern am Ganges eingekehrt
Und nie den Heimweg eingeschlagen;
Weil gar zu schön der Lotos Blühn,
Zu klar der blauen Lüfte Dehnen,
Der Wein zu Hell, der Wald zu grün,
Zu süß die Sänge der Sirenen –
So auch entfleucht der Heimweh Glut,
Ist Leid und Not und Weh verflogen,
Sobald dein staunend Auge ruht
Auf des Tyrrhenermeeres Wogen.
Tyrrhenermeer, wie bist du schön
Reckst du die sonnbeglänzten Glieder!
Wie lachet rings von allen Höhn
Ein Paradies auf dich hernieder!
Die Fluten sind so stolz, so klar,
Als ob sie ihre Schöne wüßten,
Es geht ein Zauber wunderbar
Um deine Ufer, deine Küsten;
Es geht von alledem ein Klang
Noch durch die Luft, was einst gewesen,
Was auf dir träumte, auf dir sang
Und was an dir, an dir genesen.
Um Kapri singst du deinen Gruß,
Und murmelst an dem Marmorbade:
Tiberius, Tiberius!
Und ziehest weiter deine Pfade.
Wenn dann die Nacht sich nieder neigt,
Die klaren Lüfte Nebel feuchtet,
Das Mondeslicht hinunter steigt,
Und in den tiefen Meergrund leuchtet,
Gespenstisch schimmert wie vor Zeit
Und auf dem Meeresboden lodert,
Im alten pun'schen Waffenkleid
Gebeine weckt, vermorscht, vermodert,
Dann singst du zu der Wellen Fall
Schwermütig Lied vergangner Schemen,
Von ihm, dem großen Hannibal

Von Magos punischen Triremen...
Und rauschest fort um Kap Misen,
Und ziehest weiter deine Pfade,
Bei Morgengraun und Windeswehn
Schlägst du an Korsikas Gestade.
Und wenn du brausend es erreicht,
Läßt du die Funken spritzend stieben –
Es ist so stolz, so ungebeugt,
Und wie du selber ist's geblieben.
Dies Volk ist wie ein harter Stein,
Auf den so mancher Schmied geschlagen,
Wohl hieb er manche Kerbe drein,
Doch hat es Not und Drang ertragen.
Du hast's umströmt in Angst und Pein,
Wenn es die Feinde grimm bedrohten,
Und wenn glutroten Feuerschein
Die Flammen von den Bergen lohten.
Solang die Erde Menschen trug
Kam ja dem Korsen Kampf vom Meere,
Was Wunder, daß mehr als der Pflug
Ihm an das Herz wuchs seine Wehre!

Es war vor langer, langer Zeit,
In jenen ersten lauen Tagen,
Wo sich bei uns die Welt befreit
Von Winters Bann, den sie getragen,
Wo furchtsam aus der Erden bricht
Ein Schneeglöcklein mit scheuem Schrecken,
Der Süden kennt den Winter nicht,
Nicht Frühlings wonnesam Erwecken!
Korsikas Höhn zwar hüllt der Schnee
Gleich wie bei uns mit weißer Lage,
Doch auf den Küsten, an der See
Ruhn ewig heitre Sonnentage.
Da hauchen Flieder und Jasmin
Betäubend ihre süßen Düfte,
Von Myrten und von Rosmarin
Weht es berauschend durch die Lüfte.
Den Bergeshang hinab da lacht
Es rings von Myrt' und Terebinthen,

Es glühn in märchenhafter Pracht
Dort Klematis und Hyazinthen,
Es prangt am Meer der Oelbaumhain
Mit seinen saftig grünen Laube,
Hoch um den Fels schlingt sich der Wein
Mit seiner purpurroten Traube.
Wonniger Duft erfüllt den Raum,
Scheint wolkengleich hinaufzuweichen,
Und überwelt den Erdbeerbaum,
Den Ahorn und die dunklen Eichen.
Steigt auf zu jenem grauen Stein,
Der sonst so kalt sah und so finster,
Nun hüllt ihn Reb und Ranke ein
Und drüber lacht der gelbe Ginster.
Daneben an der Felsenkluft
Grad ob des grauen Klosters Dächern
Steigt eine Palme in die Luft
Und spreizt sich weithin mit den Fächern –
Dies ist ein Paradies, erwählt
Für einen Gott, im Meer verloren,
Hier hat sich Nord und Süd vermählt,
Und welch ein Zauberkind geboren!

Es stand die Sonne im Zenith
Und brannte nieder sengend, mächtig;
Den Felsenpfad gen Korse schritt
Ein alter, ernster Mann bedächtig.
Und neben ihm im leichten Kleid
Im Sonnenscheine, froh und munter,
Ging eine junge Korsenmaid
Mit leichtem Fuß den Berg hinunter.
Es hatte noch viel Kummer nicht
Einzug in dieses Herz gehalten,
So sorglos noch ihr Angesicht
Auf ihrer Stirn noch keine Falten.
Der Nacken weiß und rund der Arm,
Der Mund so voll und rot zu schauen,
Die Augen blickten treu und warm,
Hoch wölbten drüber sich die Brauen.
Und mocht auch die Faldetta schlicht

Und bauschig um die Glieder liegen,
Des Körpers Schönheit barg sie nicht,
Sie sprach aus Falten doch und Zügen.
Und Anmut einer Königin
War's, die ihr Antlitz hold verklärte,
Als sich zu ihrem Vater hin
Nun Marianne lächelnd kehrte:
„Gelt Väterchen, nun geh allein,
Ich muß zurück, die Mutter pflegen,
Wirst ja auch gleich am Ziele sein,
Viel Glück dir dort und unterwegs.“
Sebastian Costa schrak empor
Wie der aus schwerem Traum erweckte,
Und drückte stumm die Hand, die vor
Die seine sich begehrllich streckte.
Dann strich er sich den weißen Bart,
Und murmelte für sich beim Scheiden:
„Sie ist so jung, sie ist so zart,
Herr Gott, was wird sie noch erliden!“
Und weiter schritt er durch den Wald,
Hoch oben auf dem Hügelkamme,
Verschwand Mariannes Lichtgestalt
Am mächtigen Olivenstamme,
Schon sah sie ihr verfallend Haus
Den zähen Rebstock fest umschmiegen,
Da trat er aus dem Wald heraus,
Da sah er Korte vor sich liegen. –
Wie eine Windsbraut hoch sich reißt
Zur Sommernacht im Land der Tropen,
Ein Block zusammen jäh geschweißt
Im Feuerbrande der Cyklopen,
Ein Riesenbau, den Menschen nicht
Gefügt mit Mörtel oder Kelle,
So strebt sie auf zu Aethers Licht,
Des alten Kortes Zitadelle.
Verwittert steht sie und zerstückt
Auf ihrem Felsgestein, dem grauen,
Ein narbenvoller Leib, geflickt,
Geschwärtzt, zerschossen und zerhauen.
Und drunter auf dem fels'gen Plan
Springt über die Steine mit Rauschen und Brausen
Der schäumende, sprudelnde Tavignan

Und blickt zur Burg mit scheuem Grausen,
 Verwundert auch heut auf den Steg,
 Wo Kopf an Kopf die Menge drängte,
 Zum Franziskanerhaus den Weg
 Mit ungestümer Eile lenkte.
 Die Stirne hart, das Auge fest,
 Von Pulverdampf gebräunt die Wangen,
 Den Mund zusammen schroff gepreßt,
 Die Büchse lässig umgehungen,
 Den Dolch im Gurt, die Faust geballt,
 Gedrungen knapp und stark die Glieder
 So stiegen sie von Berg und Wald
 Ins Tavignano Thal hernieder.
 Sie strömten aus der Thäler Schoß,
 Ob sie zerfetzt auch und zerschunden,
 Und ob sie barfuß oder bloß.
 Den Leib bedeckt mit Narb und Wunden,
 Solang die rost'ge Büchse noch
 Wollt haften in der zähen Rechten,
 Solange von der Berge Joch
 Zogen sie nieder um zu fechten. –
 Wo an des Berges lindem Hang
 Das Kloster lehnt sein alt Gemäuer,
 Und an den sonn'gen Höhn entlang
 Aufwuchs der Reben wildes Feuer,
 Da scharfte heut viel Reihen tief
 Das Volk sich in der weiten Runde
 Und düsteres Gemurmelpief
 Und schlimme Mär von Mund zu Munde.
 Vom Reich, von Spaniens Felonie
 Von Genuas gewalt'ger Rüstung,
 Da ward es stumm, Don Giafferi
 Trat auf die hohe Mauerbrüstung.
 Sein graues Haar die Stirn umwand,
 Drum zog's wie düstre Wetterwolke,
 E[r] aber stand am Schwert die Hand,
 Und redete zu seinem Volke:
 „Vier Jahre sind's. Auf dieser Flur
 Standen wir da, auf diesen Stätten,
 Da schwuret Ihr mit heil'gem Schwur
 Befreiung von Tyrannenketten.
 Daß Genuas verruchtes Joch

Von Euern Schultern sollte fallen,
Ließt Ihr der Freiheit Fahne hoch
Hoch in den blauen Lüften wallen.
Da rief das Muschelhorn zum Kampf
Und Feuer lohten, Glocken klangen,
Im Weihrauch nicht, im Pulverdampf
War's wo wir Pater noster sangen.
Gleichwie der Südwind, der das Meer
Weit vor sich peitsch mit wilden Stürmen,
So jagten wir sie vor uns her
Herab von Berg und Burg und Türmen.
Und ob auf uns das Meer auch spie
Viel tausend blonde deutsche Mannen,
Wir blieben stark, wir schlugen sie
Und kämpften nieder die Tyrannen.
Auf Calencanas Feldern sah
Der Krämerstaat sein Glück geschieden,
Da stand die stolze Genua,
Da bat die Republik um Frieden.
Und Friede ward. –In Berg und Kluff
Ein Friede wie er nie gewesen.
Da kam ein Blitz aus heitrer Luft
Der Treuebruch der Genuesen.
Uns, die wir arglos ihm genaht
Des Friedens Dokument zu tragen,
Ließ der meineidige Senat
Von Genua in Ketten schlagen.
Der Forderungen siebenzehn
Die wir und sie für Recht erkoren,
die auf dem Friedensschluß geschehn
Und die der Kaiser uns beschworen
Verbrieft mit seinem Kaiserwort
Mit seinem fürstlichen Verheißen,
Man warf sie in die Winde fort,
Des Kaisers Schrift hieß man zerreißen.
Und ließ man tief im Staatsverließ
Zu Genua gefangen schmachten,
Derweil man hier das Kampfhorn blies
Und um die Freiheit schlug die Schlachten.
Nun aber sind wir wieder da
Dank unserm Gott, und dank dem Kaiser
Doch schlimm sieht's aus so fern wie nah

Schon spricht die Hoffnung trüber, leiser.
Ob auch der Mut noch groß und frei
Er kann allein nichts thun, nichts schaffen,
Wir haben Pulver nicht und Blei,
Wir brauchen Waffen, Waffen, Waffen!
Der Herr hat seinen grimmen Fluch
Gelegt auf unser armes Eiland,
Doch wenn die rechte Stunde schlug,
Dann wird er senden seinen Heiland.
Der Franken Herrscher ist es nicht,
Und nicht der König der Hispanen,
Denn Aragoniens Herrscher spricht
Heut so zu Euch und Euren Fahnen:
Ihr seid ein meuterisch Geschlecht,
Was sucht ihr Schutz an meinen Thronen?
Ihr solltet friedlich schlecht und recht
Und still in Eurem Lande wohnen.
Gebt Genua was ihm gebührt
An Recht, Gehorsam und Gefällen
Laßt ab vom Hase, den Ihr schürt,
Neigt euch in Demut, ihr Rebellen!
Glaubt nimmer doch, in Spanien sei
Für Meuterei auf Schutz zuzählen –“
Da brach empor ein Aufruhrschrei
Rasender Wut aus allen Kehlen.
Gleichwie die Woge tobend braust,
Gepackt von mächtigen Orkane,
Die Meeresfläche wild zerzaust,
Hoch aufsteigt bis zum Felsaltane,
Wie das Gebrüll des wunden Leun,
Dem unterm Pfeil das Blut entquollen,
So grausig klang der Korsen Schrein
Bis es erstarb in dumpfen Grollen.
Da senkte er des Pergamen
Und schaute ringsum ins Gedränge,
Er sah des heil'gen Zornes Wehn
Und also sprach er zu der Menge:
„Es drängt die Zeit, des Mitleids bar
Rüstet der Staat auf allen Meeren,
Bepackt mit feiler Söldner Schar
Nahn unsrer Küste die Galeeren
Doch Genua will einmal noch

Zur Gnade freundlich sich bequemen,
Wenn wir demütiglich ihr Joch
Auf unsre Schultern wieder nehmen.
So frag ich Euch, da alles schwieg,
Wollt Ihr den Krieg, den bösen, herben?“
„Krieg“, scholl es, „Krieg, wir wollen Krieg,
Wir wollen frei sein oder sterben!“
Da leuchtend zog's um seine Stirn,
Und um den Mund den stolzen, bleichen,
Gleichwie die Wolken von dem Firn
Des Gletschers hoch gen Himmel weichen:
„Nun denn, wohlan, Heil unserm Land!
Ihr wollt den Krieg, er sei verkündet,
So sei zerschnitten jedes Band,
Das uns und sie bis heut verbündet.
Los sprech ich Euch von Eid und Pflicht,
Von jedem Schwur- und Treuverletzen,
Null sei es alles, null und nicht
Sammt Genuesischen Gesetzen.
Kein Fremder sei im Land erblickt
Den wir als Herren anerkennen,
Und was uns plagt und was uns drückt,
Im Feuer wollen wir's verbrennen.
Drum tragt herbei der Tyrannei
Und der Despoten Pergamente,
Durch Feuers Glut verzehret sei,
Was den verruchten Namen nennte.“
Da lohete schon vor ihm der Brand,
Der vorher sachte nur geglommen,
Schon hatte er sich umgewandt
Und einen Stoß zur Hand genommen,
Schwang hoch ihn in die Luft hinein
Und warf ihn in der Flammen Netze,
Dumpf prasselnd schlug das Feuer ein,
„Da seht Ihr Genuas Gesetze!“
Ein Jauchzen scholl ringsum im Kreis,
Bis daß die Menge näher drängte
Daß fast des Feuers Flamme heiß
Die abgeschabten Kleider sengte.
Trat einer an des Feuers Glut,
T a r a n o war sein Nam zu lesen,
Der war allzeit ein wildes Blut,

Und nie ein Gottesmann gewesen.
Wo hoch der Berge Kuppe ragt,
Ließ stets er seine Büchse knallen,
Und hat nie viel danach gefragt,
Ob Gais ob Genues gefallen.
Nun schwang er froh ein großes Blatt,
Da stand geschnörkelt und gestochen,
Daß Genua dem Treuen hat
Fünfhundert Goldgülden versprochen,
(Fünfhundert Gülden, so wie sie
Verbrieft mit heilig teurem Rechte)
Der ihr Don Louis Giafferi
Tod oder gar lebendig brächte.
„In Bastia hab ichs mir gefaßt“
Sprach er, fast gings mir an den Kragen,
Sie hatten's unten am Palast
Der Genuesen angeschlagen.
Der Wächter dieser Schilderei
Mußt freilich da die Erde küssen,
Je nun, es bleibt sich einerlei,
Da wir doch einmal sterben müssen.“
So sprach der trutzigliche Mann,
Hatt's in dem lohen Brand geschwungen,
Und gierig fraß das Feuer dran
Mit seinen roten, heißen Zungen.
War einer auch, ein alter Greis,
Der schlich sich langsam seiner Wegen,
Ihm hatte Arbeit nicht und Schweiß
Den hohen Zehnten zwingen mögen.
Und als er einst vom Lager aus
Zur Arbeit keuchte matt, entkräftet,
Fand er an seiner Väter Haus
Seltsame Zeitung angeheftet.
Drin las er mühsam Wort um Wort,
Daß dieses Haus dem Staat zu eigen,
Weil er – Kardone – fort und fort
Versäumt den Zehnten zu erzeugen.
Stumm stand der Alte, alles Blut
Wich ihm aus Stirn und Wang und Kehle,
Und eine übermächt'ge Wut
Quoll ihm gewaltig aus der Seele.
Und langsam schlich er sich ins Haus,

Und kramte viel in altem Plunder,
Sucht seine Büchse sich heraus,
Und einen Feuerstein und Zunder.
Und als er sorglich es gehäuft,
Hat er mit zitterigen Händen
Am Feuerstein den Stahl gestreift
Bis daß er Funken möchte entsenden.
Und bei des ersten Funkens Glanz
Da sank er betend in die Kniee.
„Herrgott, laß es verbrennen ganz,
Mit Stein und Holz, Jungrau Marie!
Da gierig lohete es empor,
Hoch stieg die Glut, die reine, stolze,
Er aber schritt gemach zum Thor
Und schnitt das Pergament vom Holze.
Drauf barg er's sorglich unterm Kleid
Und stieg im Wald herauf die Berge
Bis in die tiefste Einsamkeit,
Nie sah ihn wieder Freund noch Scherge. –
Nun stand er da auf Kortem Sand,
Und stieß sich durch das Volksgewirre,
Und starrte in den roten Brand,
Dämonisch lächelnd, bleich und irre:
„Nun jähst du dich, du toller Tag,
Hu, wie so grell die Flammen lohten,
Da brennt des Vaters Sterbegemach,
Huhu da kommen sie, die Toten!
Sie tanzen um des Feuers Schein,
Weh, Weh, oh weh, schert Euch von dannen,
Ihr saugt Euch in mein Blut hinein,
Doch wartet, ha, ich kann Euch bannen:
Dies ist's, weh, wie's im Hirn mir brennt,
Ihr könnt, Ihr dürft mich nicht verdammen,
Dies ist es, dies“ – das Pergament
Der Republik flog in die Flammen.
„Geht Alter, geht, ins Kloster hier
Mög' Euch zur Rast der Prior holen!“
Kardone sah ins Feuer stier
Und ließ das Pergament verkohlen.
Zu Asche fiel's, da brach auch er,
Sein greises Haupt sank auf die Seite,
Gestützt auf seine rost'ge Wehr

Schlich er sich murmelnd in die Weite.
 Und hinter ihm aufquoll es rot,
 Gespeist, genährt von hundert Händen,
 Kummer und Sorge, Angst und Not
 Verschwanden in den Feuerbränden.
 So manch Papier, benetzt mit Blut,
 Bethrânt von Armen, Schwachen, Siechen,
 Nun glomm es in des Feuers Glut,
 Verdammt mit hunderttausend Flüchen.
 Der warf den alten Zehntenschein
 Der seines Richters Spruch ins Feuer,
 Und prasselnd aufwärts am Gestein
 Leckte der auch und am Gemäuer,
 Zog hoch in Aethers blaue Luft,
 Als sei zum Zeichen er erkoren,
 Daß hier in enger Felsenkluft
 Die goldne Freiheit sei geboren

II. Die Ankunft

Das war ein Leben heut am Hafen,
 Das war ein Treiben heut am Kai!
 Noch strich der Morgenwind verschlafen
 Vom Meer her über Bucht und Bai,
 Noch deckten dichte Nebelschleier
 Der Sonne Aufstieg aus der See,
 Und ob Dianas altem Weiher
 Zog es gespenstisch in die Höh,
 Und dennoch war's am Hügelkamme
 Belebt als wie am Kirchweihtag,
 Belebt am hohen Hafendamme,
 Dran sich die Welle rauschend brach.
 Und dennoch sah in die Tavernen,
 In rebbekränzte Osterien
 Man schon aus Nähe rings und Fernen
 Die ungeduld'gen Zecher ziehen.
 Und Julio Colas alte Schenken,
 Am Saum der Stadt, am Meeresstrand,
 Sie hatte wohl seit Menschengedenken

Soviele Säfte nicht gekannt
Als heute sich zusammenscharten
Beim allerersten Morgenschein,
Und auch so treu beim Trunk beharrten
Als sei es Sizilianerwein.
Trüb fiel durch schmale Butzenscheiben
Das Licht ins Zimmer, dämmernd blaß,
Warf wenig Schein nur auf das Treiben
In Colas niedrigem Gelaß.
Da saß dicht an der Fensternische
Tarano in der Männer Kreis,
Am festgefügtten Eichentische
Umsprache führend heftig heiß:
„Wohl ging seit jenem Tag in Korte
Als wir uns Genua abgewandt
Und auf der Feldherrn Flammenworte
Der Genuesen Recht verbrannt,
Seit wir des Spaniers Gunst verloren
Und als des Landes Schützerin,
Und Rettung sie allein erkoren,
Die gü't'ge Himmelskönigin,
Wohl ging da manches drauf und drüber
Und Kummer ist uns viel geschehn
Wir sahen mit Zornesthränen über
Den Bergen Genuas Fahne wehen.
Und dennoch muß es uns gelingen,
Wenn noch ein Gott den Frevel rächt,
Wir müssen dennoch sie bezwingen,
Und geht's uns nun auch noch so schlecht.“
„Solln wir mit Sand die Büchsen laden?“
Rief Madri grollend vom Kamin,
„Solln wir des Nebels dichte Schwaden
Als Kleider um die Schultern ziehn?
Was soll uns alles hoffen frommen,
Tarano weiß so gut wie wir,
Daß sie Sartene jüngst genommen,
Drei Tage noch, dann sind sie hier!“
„Und doch wird uns der Herr bewahren,“
Sprach der Kurat, und „Hilf uns doch!“
„Der Herr, der Herr? Seit tausend Jahren
Warf er auf uns der Knechtschaft Joch.
Das ist ein Kämpfen hin und wieder,

Läg' es an mir, bald wär's geschehn,
 Wir brennten rings die Küsten nieder
 Und zögen auf der Berge Höhn;
 Es ist genug des Streits, des Fechtens,
 Des Kampfs um jedes Fußes Mal,
 Was lohte heute wieder nächtens
 Was rief uns hierher das Fanal?
 Ist's wieder eine Staatsgaleere,
 Geschützbespickt und wohlbemannt,
 Auf die wir ohne Waff' und Wehre
 Losstürmen sollen kurzer Hand?
 Solln wir ein Fort der Genuesen
 Mit unsern Leibern hegen ein,
 Bis sie mit blut'gem Eisenbesen
 Von uns die Ebne fegen rein?
 Soll heute aus Dianas Teiche,
 Wenn sich zerteil des Nebels Flor,
 Aufsteigen eine waffenreiche
 Mannschaft an dieses Land empor?
 Glaubt Ihr“ – „ach höre auf zu schelten,
 Rief da Tarano durchs Gemach,
 Vermag denn gar nichts dir zu gelten
 Was Giafferi und Costa sprach?
 Giafferi, der im Kampf ergraute,
 Der stets war, wo's Gefahren galt,
 Costa, der siebzig Jahre schaute,
 Im Dienst des Vaterlandes alt?
 Meinst du daß unsere Generale
 Um nichts am Meeresufer stehn
 Und seit dem ersten Morgenstrahle
 Am weiten Horizonte spähn,
 Wo auf der zack'gen Felsenklippe
 Der alte Turm hoch oben thront?“
 Wehmütig zog's um Madris Lippe:
 „Erwarten Schiff[f]e sie vom Mond?“
 „Vom Mond? Vom Mond, ei nein zum Teufel,
 Vom Mond nicht, aber wohl vom Meer,
 Wenn Rettung kommt, da sei kein Zweifel,
 So kommt sie uns vom Wasser her!“
 „Wißt Ihr,“ rief einer, dem wie Kohle
 Glühfeuer aus den Augen brach,
 Wißt Ihr, was die von Piazzole,

Was Mariola neulich sprach?“
 „Die Seherin? Sie hat gesprochen?
 Ist's möglich? Sie?“ erscholl's im Kreis,
 Und durch die Herzen ging ein Pochen,
 Und in die Schläfen stieg es heiß,
 Und um den jungen Faldi rückte,
 Der Männer Schar im heißen Drang
 Als ob ein Wunder sie beglückte,
 Kein Laut mehr im Gemach erklang.
 Hub Faldi seine helle Schale,
 Und leerte sie bis auf den Grund,
 Dann goß er Wein zu dem Pokale,
 Und wischte sich den nassen Mund:
 „Wenn Alerias Glocken klingen
 Am Gregortag weit ob die See,
 Dann spanne deiner Hoffnung Schwingen,
 Dann endet deiner Heimat Weh!“
 „Nicht möglich! That sie wirklich jenen
 Seltsamen Spruch? Hat sie's gesagt,
 Nun denn, so dürfen wir auch wähen,
 Daß uns der Morgen endlich tagt!“
 „Gregori-Tag ist er nicht heute?
 Und heute, heute soll es sein?“
 Schon schlich sich der und der bei Seite
 Und schlug den Weg zum Strande ein.
 Tarano ging, der kühne, rasche,
 Zur Küste, wo das Wasser schwoll,
 Und einsam bei der letzten Flasche
 Saß Madri trüb, gedankenvoll. –

Von Bucht und Kolke
 Stieg Wasserduft,
 Nebel und Wolke
 Schwand in der Luft,
 Treibende Winde
 Führen daher
 Strichen gelinde
 Ueber das Meer,
 Die Welle sprühte
 Im lichten Tanz,
 Rosenrot glühte
 Des Ostens Glanz.

Näher und näher
Stieg er empor,
Höher und höher
Wich Nebels Flor,
Zu nichts zerronnen
Raumes beraubt –
Da hob die Sonnen
Ihr gülden Haupt.
Glühende Strahlen
Warf sie der Flut,
In tausend Thal
Lohte die Glut.
Nimmer zu hemmen,
Funkelnd und dicht,
Auf tausend Kämmen
Brach sich ihr Licht.
Die Wogen brannten
Flutend in Hast
Bald wie Demanten
Silbergefaßt,
Bald wie Smaragden
Goldenumhegt,
Aus tiefen Schachten
Ans Licht gelegt.
Näher und näher
Stieg sie empor,
Höher und höher
Wich Nebels Flor.

Es lag die See im ersten Sonnenstrahle
So still als wie von heil'ger Hand gebannt,
Ein Glanz, ein Leuchten ging mit einem Male,
ein güldner Schimmer über Meer und Land.
Ein seltsam Düften wehte von der Küste,
Und zog auf Meereswellen endlos weit,
Es war als ginge alles Leid zur Rüste
Als nahte eine neue Wunderzeit.
Am Ufer drängten sich der Volkes Mengen
So festlich rings um jeden Steg und Pfad,
Wie als der Herr mit wonnigen Gesängen
Den Einzug hielt in seines Reiches Stadt.
Vom hohen Turm erklang die achte Stunde,

Nicht wie vordem so traurig und so trüb,
Nein hell und klangreich wie aus Engelsmunde
Ein schlichtes und verheißungsvolles Lied.
Der Schall verklang der wunderbare, hehre
Noch fuhr er zitternd über duft'gen Plan,
Da kam es näher, weither, weit vom Meere,
Ein seltsam Ding gleich einem weißen Schwan.
Der wolkenlose, lichte Himmel blaute
Ins Meeres dunkelblaue Flut hinein –
War es ein Trugbild, was man weit erschaute?
Da flog ein Segel in der Sonne Schein.
Ein Schiff! Ein Schiff! Aufjauchzen und Frohlocken,
Wie Jubel scholl es und wie Sturmgebraus,
Und plötzlich klangen Alerias Glocken
Mit hellem Schall weit auf das Meer hinaus.
Wie wenn das Glück des Armen Hütte findet,
Und wirft ihm alle Gaben in den Schoß,
Und nimmt ihm jede Kette, die ihn bindet,
Und spricht von Allem Leid und Schmerz ihn los –
So klang der Jubel nun im ganzen Volke
Und der Erwartung und des Jauchzens Wehn,
Und aufwärts zog er, gleich der Wetterwolke
Bis zu des Aethers ewigblauen Höhn. –
Gleichwie von unsichtbarer Hand gezogen
Kam stolz der Segler näher rasch herbei,
Schon schnitt er nah die dunkelblauen Wogen:
„Seht da, die Flagge von Tunesiens Dey.“
„Tunesiens Dey, des Türken, Moslemiten,
Was ist's, das der zu uns die Flagge hißt?“
„Zum Teufel geh, wie machst du deshalb wüten,
Der, so uns hilft, das ist der rechte Christ!“
„Seht da, erscholl's, seht unsre Generale,
Ihr Boot fährt eilend übers Wasser her“ –
Ein dumpfes Schweigen ging mit einem Male
Und Totenstille über Land und Meer.
Ceccaldi saß auf seinem Rudersitze
Und tauchte in die nasse Flut die Hand,
Giafferis Auge sprühte Feuerblitze,
Und Costas Blick war nach dem Schiff gewandt:
„So ziehst du endlich, endlich unsrer Wege!
Herr Gott im Himmel, dir sei Dank und Preis!
He, träger Knecht, nur noch drei Ruderschläge

So heilst du einen alten, siechen Greis.“
Da schoß das Boot, ob auch die Welle brande,
Die Woge schäume und das Wasser rann –
Am Fallrep stand in seltsamen Gewande
Ein blond gelockter wunderbarer Mann.
Wo weiß am Mast das frische Segel glänzte
Stahl sich vom Sonnenstrahl ein lichter Streif,
Der seine stolze, hohe Stirn umkränzte,
Gleichwie mit einem königlichen Reif.
Um seine Schultern wallte faltig wieder
Ein Purpurmantel voller Majestät,
Umfing die edlen schön geformten Glieder
Wie von dem Hauche seines Geists umweht.
So stand er wie ein Gott auf blauen Wogen
Den Blick zum Ufer sehnsuchtsvoll gewandt,
Dorthin wo seine heißen Wünsche zogen,
Wie die des Pilgrims zum gelobten Land.
Und süße, wunderbare Träume steigen
Vor seiner Seele ließ Frau Fantasie...
Als wie im Traum sah er vor ihm sich neigen
Paoli, Costa und Don Giafferi.
Giafferi sank aufs Knie zu seinen Füßen,
Mit heil'gem Blick er ihm ins Auge sah:
„Heil dir o Fürst, dein Reich, es läßt dich grüßen,
Begrüßen will ich dich heut dein Korsika.
Was du in Genua versprachst vor Jahren
Du willst es wirklich der Erfüllung weihn,
Du kommst mit Allem was uns not gefahren,
So sollst du unser Herr und König sein.
Gelobst du uns, die Ketten zu zerbrechen.
Hast du die Macht zu lösen unsre Not,
So will dir heute Korsika versprechen
Ewige Treue, Treue in den Tod.
So steig ans Land. Der Krönungsdom steh' offen
Schon trägst du königliches Purpurkleid:
So sei, Herr Theodor von Neuenhofen
So sei zu unserm Könige geweiht!“
Und Jauchzen klang vom Strande und Frohlocken,
Wie Jubel scholl es und wie Sturmgebraus,
Und wieder hallten Alerias Glocken
Mit hellem Schall weit in die Welt hinaus.
Da brach's aus seinem Aug' wie lichte Strahlen,

Ein Lächeln zog um seinen stolzen Mund:
„Ob ich die Macht, zu lindern Eure Qualen?
Schaut um Euch her, so wird's Euch allen kund.
Seht dies Geschütz, es soll der Freiheit dienen
Schaut die Musketen, die der Dey Euch zollt,
Seht diese hundert Tonnen voll Zechinen
Und diese Menge von gemünztem Gold.
Vom tiefsten Schiffsraum auf steigt das Getreide,
Und diese Fässer seht gefüllt mit Blei,
Und danket dann und jauchzet auf vor Freude,
Das dies ein Zehntteil nicht von Allem sei.
Tunesiens Dey erbarmt sich Eurer Thränen,
Er sendet hierher mich an Waffen reich,
Wollt Ihr mich denn zu Eurem König krönen,
Im Namen Gottes, so willfahr ich Euch.“
Da ging ein Jauchzen brausend durch die Menge,
Durch alle Lüfte zog's wie Engelton,
Es war als ob vom Himmel selber klänge
Ein Hossianah von des Höchsten Thron.
Und immer wieder scholl es sonder Hehlen,
Und zu den Wolken zog es hoch empor,
Und donnernd klang's aus tausend von Kehlen:
Heil dem Befreier, König Theodor.

III. Sebastian Costa

Die dunkle Nacht mit ihrem Schleier lose
Sank leise nieder auf der Erde Schoß,
Die duft'ge Blüte schloß die wilde Rose,
Tauperlen glänzten in dem grünen Moos.
Schwermütig neigte sich die Tamarinde
Tief, tief hinunter zu des Baches Ried,
Auf ihrem Aste sang im Abendwinde
Die Amsel der Natur ihr Schlummerlied
Von weißen Myrten sang sie und von Blüten,
Von ihrem Nest, von ihrer Felsenkluft,
Von jenes Felsenbaches wildem Wüten,
Und von der Haidekräuter Balsamduft.
Und mählich scholl ihr Singen leis und leiser,